



Writer in Residence

## Noémi Kiss

UNGARISCHE SEXARBEITERINNEN IN DER SCHWEIZ (1/5) #25

Montag, 07.04.2014

***Auch Sex ist eine Hausfrauenarbeit, wie Kinderhaben, Stillen, Abstauben. Man muss sie sichtbar machen, über sie reden und diskutieren, sie verbieten oder offiziell zulassen, und natürlich bürokratisieren. Wie umgehen mit der Prostitution?***

Das ist heute eine der grossen Fragen in Westeuropa, aber die Sexarbeit selbst bleibt im osteuropäischen Nebel verborgen, sie ist der blinde Fleck der Nacht und gleichzeitig ihr verführerisches Strumpfband.

Ich bin mit den Kindern in die Schweiz gekommen, mein Stipendium gilt für ein halbes Jahr. Ich erhalte einen Schreibtisch und Geld, werde verwöhnt, unterstützt – manchmal werde ich verlegen, das bin ich mir nicht gewohnt, soviel Fürsorge scheint mir übertrieben. Man zeigt mich herum, was für eine emanzipierte ungarische Mutter, dass sie sich in die Welt hinausstraut mit den Kindern, und dabei ist das nicht einmal die Welt, sondern bloss eine ihrer reichsten und teuersten Oasen. Meine Reisegefährten im Railjet von Budapest nach Zürich sind auch Mütter, ohne Kinder. Sie sind herausgeputzt, viel Rouge, so gehen sie in die Welt hinaus, sie wollen gefallen, deshalb kichern sie die ganze Zeit; sie wollen alles zeigen, was sichtbar ist. Und wenn sie ankommen, unfreiwillig, wartet kein ruhiges Zimmer und kein schönes Leben.

Es gibt in der Schweiz eine grosse Nachfrage nach Prostitution, gemäss der jährlichen Erhebung der Schweizer AIDS Hilfe ist jeder fünfte Mann ein Freier. Wenn die Schweizer wüssten, was es heisst, in Ungarn Mutter zu sein, oder einfach nur Frau und Mensch, würde ihre Armbanduhr herunterfallen, wie man bei uns sagt. Zürich ist seit Jahren voll von ungarischen Frauen, die den Strich machen, die meisten sind Mütter oder gerade schwanger. Sie kommen ohne Kinder, für ein paar Tage, Wochen, Monate oder Jahre, manchmal für ein ganzes Leben nach Westeuropa. Ihre Anwesenheit ist unübersehbar, ihre Körper, alle haben von ihnen gehört, die Strasse widerhallt von ihrer Sprache. Sie stehen in der Gegend der Langstrasse, machen jeden an, verkaufen ihre zusammengesprengten Schenkel. Die hiesigen Medien berichten seit Jahren über die Dumpingpreise und „die Gefahr“ der osteuropäischen Roma-Sexworkerinnen, ein Dauerthema. Man beschäftigt sich mit ihnen, weil sie der Schweizer Gesellschaft einen Zerrspiegel hinhalten. Aber wie die Welt der Prostituierten aussieht, interessiert bloss am Rande. Diese Welt bleibt ein Geheimnis. Zur Erotik gehört das Flüstern und Schweigen – nur geht es hier um eine andere Art von Sprachlosigkeit.

Ihre Welt ist stumm und taub, verschlossen, es ist nicht einfach, etwas über sie zu erfahren, weil sie Angst haben. Sie sprechen nicht die Sprache des Landes, die Mehrheit lebt zu Hause in unbeschreiblicher Armut, oft sind sie Opfer von Menschenhändlern, sie kommen in Zürich an mit einer traumatisierten persönlichen Geschichte, die jedes Mal anders ist, aber immer von wirtschaftlicher Not handelt.

Wenn ihre 90tägige Arbeitsbewilligung abläuft, wenn sie von ihrem gewohnten Platz hinausgedrängt werden oder wenn die Polizei sie wegen Schwarzarbeit anzeigt – ziehen sie weiter nach Amsterdam, Rom, München. Transnationale Mütter. So werden sie in der Fachliteratur genannt.

Auszug aus dem Text «Bereit zur Verrichtung», zuerst erschienen im MAGAZIN vom 4. April 2014. Übersetzung: Miklós Gimes.

***Es ist Februar, warm für die Jahreszeit. Es regnet, ein warmer Wind, sie warten am Kebabstand, sie stehen auf der ganzen Langstrasse und Hohlstrasse in den Hauseingängen. Das Wort Roma heisst eigentlich Mensch. Ich sehe überall Menschen, aber nicht nur Zigeuner.***

Es hat auch Schülerinnen, sogar Studentinnen. Sie rauchen, in Jeans, mit ihrem Täschchen, als würden sie zur Schule gehen, ziehen den Schal fest, von einem Fuss auf den anderen, langweilen sich. Verteilen einander Gummis. Rufen allen nach, wenn nur endlich einer mitkommt. Nachts um drei betteln sie wie verregnete Zündholzmadchen, dass sie jemand auf den Schoss nimmt. Spielt keine Rolle, wo sie her sind, niemand fragt danach. Nur die Fotze zählt, das brauchen sie, ein paar nette Worte, etwas Zärtlichkeit. Dann lutsche ich ihn ab, und er beruhigt sich. Erzählt ein Mensch.

Die Männer zahlen, die Mehrheit zahlt anständig. Jetzt kommt Kundschaft, der deutsche Informatiker im Anzug, der spanische Student, der Schweizer Teenager. Einige sind nett, der eine bringt Blumen, andere drücken auf ihren Mobiltelefonen herum oder sagen etwas, manchmal nur ein Wort. Sie sind betrunken, stinken nach Alkohol, nach Mitternacht sind viele auf Drogen. Ich unterhalte mich auf Ungarisch mit meiner Begleiterin, auch wir werden angesprochen. Wer in Zürich ungarisch redet, ist eine Nutte, besser zu wissen. Mutterhure.

Die Schweizer Strassenmadchen sind wütend, weil sie seit 2008 auf aggressive Weise vom Sex aus Osteuropa aus dem Markt gedrängt worden sind. Sie sind billiger, machen es auch ohne Gummi, steigen in jedes Auto, sie haben ihre Zuhälter, in die sie unsterblich verliebt sind, klar, sie müssen arbeiten und sie melden sich nicht an. Sie haben nichts, oft sogar weniger als nichts, wenn sie nach Hause gehen. Sie machen alles, so arm kann man gar nicht sein, dass man so tief sinkt, sagt meine Bekannte aus Özd Hétes, der ärmsten Romasiedlung des Landes. Aber die Armut ist ein grosser Herr, sagt sie, Noémi, das weisst du auch, versuch dich in ihr Leben hineinzusetzen, du bist auch Mutter, na, siehst du.

In einem Kabaret oder Erotikladen tanzen, die Männer unterhalten, massieren, blasen, bummsen – für dreissig bis fünfzig Franken, für so wenig Geld macht es in ganz Europa kein Strassenmadchen. In Zürich schon. Sogar in Budapest sind die Preise höher, sagt eine der Frauen, aber dort bist du zu Hause, dort sieht man dich, hier weiss niemand, wer du bist, woher du kommst, und wenn du willst,

verschwindest du wieder. Wenn du keinen Zuhälter hast und geschickt bist, nimmst du nach ein paar Monaten ein paar Tausender nach Hause. Die Zigis sind teuer, die Pizza auch, das Telefon und das Bett, aber du kannst sparen. Wenn du einen Zuhälter hast, bleibt nicht viel, wenn du ängstlich bist, zu wenig hart, gehst du mit einem leeren Koffer heim. Du brauchst keinen Zuhälter, lass die Männer in der Hölle, dann machst du Geld!

Auszug aus dem Text «Bereit zur Verrichtung», zuerst erschienen im MAGAZIN vom 4. April 2014. Übersetzung: Miklós Gimes.

*Writer in Residence*

## Noémi Kiss

UNGARISCHE SEXARBEITERINNEN IN DER SCHWEIZ (3/5) #27

*Donnerstag, 17.04.2014*

***Diese Frauen sind sich nicht gewohnt, allein in ein fremdes Land zu fahren, um Geld zu verdienen. Aber der Schritt in die Selbstständigkeit ist ein aus der Not geborener Mutterfeminismus, eine Emanzipation der existentiellen Art.***

Ich bin nicht so aufgeregt wie meine Reisegefährten im Zug, die Sexmütter. Sie zittern, sind nervös, machen sich Sorgen, reden während der ganzen Fahrt, stellen Fragen. Und erzählen. Aber nur wenn du kein Polizistin bist, nicht wahr, du bist kein Kapo? Na, du bist ja auch eine Mutter, wie gut, dass sie mit dir reisen können, Kinder sind das Schönste, wie süss sie sind, schau, hier sind meine, sie leben zu Hause. Ica zeigt mir Fotos. Agnes beginnt auch zu erzählen, ich habe auch eine Familie, einen Mann, vier Kinder, sie warten auf mich. Ich schreibe ihnen auf Facebook, sie werden mir fehlen, aber ich muss gehen, nichts zu machen, keine Arbeit. Ich würde auch putzen, was du willst, aber wer stellt eine Zigeunerin ein, die ihre Mutterschaftsphase schon hinter sich hat?

Jede Minute der Sexmütter dreht sich ums Geld. Auf Deutsch können sie sagen, «Blasen fünfzig, Ficken achtzig, komplett hundert». Und «Polizei». Das Bett kostet 80–150 Franken pro Tag, die restlichen Einnahmen geben sie aus für Telefon, Sandwiches, Pizza, Alkohol, leichte Drogen. Wer haushälterisch ist, spart und wartet. Abends gegen acht, neun Uhr, beginnen sie zu arbeiten. Im Morgengrauen gehen sie schlafen, oft rufen sie noch zu Hause die Kinder an, die gerade aufstehen. Sieben Kunden, sieben mal bummsen, das ist ein guter Tag. Aber es gibt Tage, da läuft nichts. Am Schluss geht Ica mit 700 Franken nach Hause. Sie ist glücklich, kauft im Warenhaus ein Gesellschaftsspiel für die Kleinen, etwas mit einem Dino, dann fährt der Zug nach Budapest.

Auszug aus dem Text «Bereit zur Verrichtung», zuerst erschienen im MAGAZIN vom 4. April 2014. Übersetzung: Miklós Gimes.

*Writer in Residence*

## Noémi Kiss

UNGARISCHE SEXARBEITERINNEN IN DER SCHWEIZ (4/5) #28

*Dienstag, 22.04.2014*

***Dabei wiederholt sich das Muster von zu Hause. Ja, die Prostituierten kommen aus einer männerbestimmten ungarischen Gesellschaft, wo die Frau oft Sexualobjekt ist, und der Sex die letzte Ware, die man verkaufen kann. Was wäre dann der Unterschied zwischen Osten und Westen?***

In Ungarn gibt es keine sozialen Einrichtungen, aber warum auch, es gibt nichts, das die Frauen schützt. Prostitution, Gewalt in der Familie, Gleichberechtigung sind Randthemen. Dazu kommt als weitere Belastung eine vom Superfeminismus kontaminierte Geschichte, weil die im Sozialismus propagierte Gleichberechtigung der Frau als eine aufgezwungene Ideologie wahrgenommen wurde. Deshalb schrecken viele sogar vor den Worten zurück: Frauenpolitik, Frauenbiografien, Frauenquoten, Feminismus. In keinem europäischen Parlament sitzen so wenige Frauen wie in Ungarn. Lasst das Mädchen! Beschäftigt Euch mit anderen Sachen!

Das heutige ungarische Modell stellt sich die Frauen ganz schlicht mit umgebundener Schürze vor, in der Küche, im rosaroten Babyhimmel, als Kindererzieherin. Und nicht als freie, selbstbestimmte Mütter in der Arbeitswelt. Frauen, gebärt!, lautet ein beliebter Slogan der heutigen Regierung. Die demokratisch gewählten Regierungen der letzten zwanzig Jahre, ob links oder rechts, haben die Frauen in ihren sozialpolitischen Entscheidungen nicht berücksichtigt. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass die Probleme der Romafrauen mehrfach belastet sind. Wie können sie sich in einer Gesellschaft, die den Frauen Küchen- und Schlafzimmerrollen zuweist, zu selbstständigen Menschen entwickeln?

***Alice Schwarzer, du hast Recht. Verbieten wir die Prostitution. Diese Frauen führen kein Leben, in ein paar Monaten altern sie um Jahre. Die deutsche Feministin, die seit Jahrzehnten für das Verbot der Prostitution agitiert, und die, wie man seit ein paar Monaten weiss, in der Schweiz ein verstecktes Bankkonto unterhält, argumentiert in meinen Augen völlig einleuchtend.***

Die Arbeitsbedingungen sind schrecklich, selbst in den offiziellen, legalen Bordellen. Doch ihr Protest verblasst neben der osteuropäischen Realität. Die kulturelle Mauer zwischen dem Osten und Westen Europas verläuft entlang einer kichernden und keuchenden Rotlichtstrasse; auf der einen Seite die Sexworkerinnen, auf der anderen ihr Arbeitsplatz.

Soll man den Müttern verunmöglichen, für ihre hungrigen Kinder und Ehemänner den Lebensunterhalt zu beschaffen? Und andererseits, warum spricht niemand über die Sozialpolitik in diesen Ländern? Warum geht niemand in die Dörfer und Siedlungen, in die Zeltstädte, wo die Rechte der Frauen nichts wert sind?

Die Debatte über die Prostitution müsste nicht in Berlin oder Brüssel, sondern in Osteuropa geführt werden. Aber auch im Westen denkt man immer noch in Kategorien aus dem letzten Jahrhundert. Zur Zeit hat die Lobby des totalen Verbots grossen Zulauf, man will die Freier bestrafen. Aber in diesem Fall muss der Staat die Rolle des Zuhälters und Polizisten übernehmen, und die Sexarbeit wird kriminalisiert. Noémi, du meinst doch nicht im Ernst, dass es in Schweden keine Huren gibt?, sagt eine Frau im Buffet an der Langstrasse, wo man sie immer antrifft. Die Sexarbeiterin flüchtet kopflos in die Illegalität, die Sexarbeit ist ihr Brotjob. Wer wird meine Kinder ernähren?, fragt die Prostituierte mit gutem Grund, die mit dem Zug in Zürich ankommt. Wo werde ich arbeiten, wenn die Prostitution verboten wird? Lange

haben die Feministinnen für das Recht der Frau auf ihren eigenen Körper gekämpft. Das Ergebnis war eine Befreiung der Sexualität – doch auf diese Frage hat die neuste Wende im Diskurs der freien Sexualität keine Antwort.

Auszug